

Abend-



Zeitung.

## Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Fünfter Jahrgang.

No. 17.

Donnerstag, den 19. April.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Buchhändler, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

### Aus einem Dorfleben.

Von  
Ernst Fritze.  
(Schluß.)

Hanna erschien. Ein schönes, junges, etwas zartes Bauernkind. So wie sie Kantors Louis erblickte, schrie sie auf und wollte sogleich wieder zur Thür hinaus. Der Bauer lachte über sein schüchternes Töchterchen — Louis aber eilte ihr nach, erfaßte sie im Hausflure und flüsterte:

„Sei klug Hanna — es gilt Dein Glück! Von gestern — kein Wort!“ —

Im Triumphe brachte er das junge Mädchen wieder herein. Hanna hielt den Schürzenzipfel vor die Augen — ihr Vater hielt es für Ziererei, aber sie weinte vor Schaam hinter der Schürze.

„Was meinst zu der Jungfernkrone mit der Lilie?“ fragte ihr Vater neckend — Hanna fuhr sichtlich zusammen. Sie hielt's für Spott. „Du sollst Lisbeth's Brautführerin werden — na — willst wohl nicht?“ —

Hanna blickte schnell auf Louis, der sie lächelnd, aber im innersten Herzen theilnehmend ansah. Große

Thränentropfen hingen an den Wimpern ihrer schönen braunen Augen. Louis begriff recht gut ihren Gemüthszustand.

„Zweifelst Du, Hanna?“ fragte er mild. Sie nickte schnell mehrere Male. „Aber Du nimmst doch Lisbeth's Einladung an?“ — Sie reichte ihre Rechte hastig hinüber zu ihm.

„Das lohn' Ihnen Gott, Herr Louis,“ flüsterte sie. „Aber ich bin's noch werth — wahrhaftig, ganz wahrhaftig!“

„Das wollt' ich mir auch ausbitten,“ erwiderte ihr Vater in drohendem Tone. „Die Sache wäre in Ordnung, Hanna, und Du magst Dir Deinen Hochzeitsstaat nur bereit machen. Laß es immerhin 'was kosten — Haseler's Hanna soll die Schmuckste sein, wenn man sie zur Lilienjungfrau macht! Basta! Nun kannst wieder gehen!“

Hanna nickte verschämt, aber innig freundlich dem jungen Bräutigam zu und entfernte sich.

„Es ist ein blighübsches Mädchen geworden, Gure Hanna,“ sagte dieser, als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte. „Mit den braunen Augen wird sie bald einen fangen. — Wer weiß — aus einer Hochzeit wächst die andere, pflegt man zu sagen.“

„Habe nichts dawider wenn der Mann mir sonst ansteht,“ entgegnete der Bauer, in Rückerinnerung des Morgenbesuches mit bewölfter Stirne. „Mit Verlaub, Herr Louis, wer wird Hanna's Partner sein?“

„Martin Delhofen — ein hübscher Brautführer, nicht wahr?“ fragte Louis unbefangen.

„Das geht nicht!“ fuhr Haseler auf und eine tiefe Röthe lief über sein von der Sonne gebräuntes Gesicht.

„Was?“ fragte Louis mit arglosem Lachen — „das geht nicht, Haseler? Das wird wohl gehen müssen, denn ich habe ihn schon eingeladen.“

Der Bauer sah rathlos zu ihm hinüber. Eine stille lange Pause trat ein, die Louis damit ausfüllte, daß er nach der Uhr sah.

„Herr Louis,“ begann Haseler dann stotternd, „wenn der Martin — wenn er Brautführer sein soll — nehmen's nicht für ungut — dann muß Hanna davon bleiben —!“

„Wie Ihr wollt, lieber Haseler,“ erwiderte Louis mit stolzem und ernstem Tone. Für mich ist es keine Ehre, Eure Tochter als Brautführerin neben meiner Lisbeth zu sehen — wahrhaftig nicht — es war mir darum zu thun, den Landleuten in der Umgegend zu zeigen daß ich Euch, trotz der Vergangenheit, für einen wackern Mann halte — ganz dasselbe bezwecke ich bei Martin Delhofen, den Viele, die in ihrer eignen Brust auf unverbüßte Sünden stoßen, mißachten wollen, weil er in die Hände einer verschmigten Buhlerin gefallen ist. Eine Eurer Töchter sollte mir dienen, Euch meine Achtung zu beweisen — ich wählte Hanna, die, anerkannt, den Namen Haseler führt, also ohne weitere Erörterung und Erklärung die Ehre auf Euch zurückfallen ließ. — Ihr möget Euch bedenken — bis zum Abend um sieben Uhr will ich warten, dann wähle ich eine Andere für Hanna!“ —

Ohne dem Bauer irgend Zeit zu lassen sich auf eine Antwort zu besinnen, schritt der junge Mann eilig zur Thür und ließ ihn seinen Gedanken zum Raube.

Niedergeschmettert von den schonungslosen Worten, worin eine Hölle für den tugendstolzen Bauern lag, stand er mitten in der Stube und schaute verzweiflungsvoll rundum, ob die Wände auch nichts von dem verstanden und begriffen hatten, was von

Louis deutlich ausgedrückt war. Also man wußte um dies unselige Geheimniß? — Eine Eurer Töchter — hatte er gesagt. Es war allbekannt, daß er aus der Ehe nur eine einzige Tochter und zwei Söhne besaß, — was konnte der beleidigte Bräutigam anders gemeint haben? — Und hatte er nicht hinzu gefügt — die, anerkannt, den Namen Haseler führt? Es war ja mit Händen zu greifen!

Mittags kamen seine beiden Söhne vom Felde heim. Sie hatten schon die Neuigkeit vernommen und sich über Hanna's Auszeichnung nicht wenig gefreut.

Ihre Neckereien über Martin Delhofen trieben dem jungen Mädchen das Blut in die Wangen. Der Vater that böse. Er wollte dadurch den jungen Burschen auf den Zahn fühlen. Er verfehlte seinen Zweck, denn die Söhne schwiegen respectvoll und nur Lotte machte beißende Anmerkungen. Haseler wurde immer rathloser. Die Leidenschaft der Gewissensunruhe ergriff ihn mehr und mehr. Sie durchbrach den Panzer der Ehrbarkeit, womit er sich umgürtet hatte — diese Leidenschaft malte ihm ein Leben voller Schmach und Hohn unter denselben Leuten, die ihm bis dahin mit Achtung begegnet waren und sie trug von Stunde zu Stunde stärkere Farben auf.

Sie brachte ihn, am spätern Nachmittag, dahin, nach dem Hause des Martin Delhofen zu gehen um bei ihm nach dem Ursprung seines Wissens zu forschen und tiefer einzudringen in das Gewebe der plötzlich entstandenen Rederei. Sein Entschluß war gefaßt. Konnte er die Verbreitung des Gerüchtes durch ein Opfer dämpfen, so sollte ihm nichts heilig genug sein es daran zu geben!

Martin war auf der Diele und packte Heu in die obern Räume der Scheune, als Haseler, einer Weisung folgend, über den Hof hinwegschritt und mit fester Haltung der Scheune sich näherte. Martin war überdies sehr erhitzt von der Arbeit, aber er wurde noch heißer und röther, als er den Mann kommen sah, den er übrigens sicher erwartet hatte.

Er wußte was zwischen Louis und ihm vorgefallen war und hatte seine gehörigen Instructionen von diesem erhalten, damit er, in voreiliger Freude, nicht das Leitseil aus der Hand fahren ließ, womit er seine Glücksträder lenken mußte.

Auf der Diele war auch ein Knecht und eine

Magd beschäftigt — Grund genug um sie untauglich zu der geheimen Conferenz zu machen, die beide Männer vorhatten.

Sie schlenderten, nach der ersten, ziemlich kurzen Begrüßung, wie auf Verabredung über den Hof nach dem Garten zu, wo eine schöne kühle Laube einen geeigneten Ruheplatz darbot. Der Knecht und die Magd machten ihre Glossen und prophezeieten aus diesem Besuche eine baldige Hochzeit, allein die erste Einleitung sprach dieser Hoffnung Hohn. Haseler'n beliebte es, sich auf's hohe Pferd zu setzen und den jungen Dehlhosen ganz bestimmt zu fragen: „was die Reden am Morgen zu bedeuten gehabt und ob er von ihm irgend etwas Zweideutiges sprechen gehört habe.“

Es frappirte den jungen Mann einigermaßen und hätte ihn, bei weniger sicherer Kenntniß, irren machen können; aber er faßte sehr bald die Absicht des Bauern auf und antwortete gelassen und freundlich: „daß von Zweideutigkeiten gar keine Rede sei, sondern von einer vor vier und zwanzig Jahren passirten Geschichte, die er kenne, von der er aber, um Haseler nicht zu schaden, niemals gesprochen habe.“

Haseler ließ flugs die aufgespannten Segel der Hoffahrt sinken. Diese Erklärung belehrte ihn und befestigte sein Vorhaben. Er stimmte seinen Ton um und beklagte seine eigene Schwäche, die ihn zu solchen Geschichten verleitet hätte. Dann sann er lange nach und meinte endlich:

„Kannst Du versprechen, daß außer Dir kein Mensch diese Geschichte weiß, so —“

„Nein, Vater Haseler,“ rief Martin ehrlich, ihn sogleich unterbrechend — „außer mir weiß Kantor's Louis, und noch einige ehrwürdige Leute vielleicht, die Geschichte, aber dafür kann ich sorgen, daß sie nicht in Umlauf kommt.“

„Und woher wißt Ihr es?“ fragte Haseler alterirt, indem er seinen Stock tief in die lockere Erde hineinstieß. Martin suchte die Achseln und wollte sich auf keine Erklärung einlassen. Sie debattirten hin und her. Martin's Herz, dabei am meisten theilhaftig, zitterte, wenn Haseler Bedingungen aufstellte die er nicht erfüllen konnte, wenn er bald die Hand bot, bald Alles wieder kurz abschchnitt, was hoffnungsreich emporgeschossen war. Endlich wurden sie so weit einig, daß Haseler die Bewerbung um Hanna

gelten ließ und sich vier Wochen Bedenkzeit ausmachte um während dieser Zeit durch strenge Prüfung zu der Ueberzeugung zu kommen, daß Martin zu schweigen verstehe. Die vielen unnützen Worte des tugendstolzen Bauern konnten dem jungen Manne keine innere Besorgniß: blamirt vor dem Dorje dazustehen deutlich genug verrathen und er war, seines eigenen Glückes wegen, hart genug, auf diesen Gemüthszustand seine Forderungen zu begründen.

Er versprach zu schweigen und diejenigen, welche um das fatale Geheimniß der Lüttke'schen Ehe wußten, zum ewigen Stillschweigen zu veranlassen, aber forderte dafür die unbedingte Erlaubniß, Hanna mit seinem Gespann zur Hochzeit hinüberfahren zu dürfen, was ungefähr so viel hieß, als seine Werbung an die Kirchenglocken zu hängen und sie ausläuten zu lassen. Der alte Bauer machte Einwendungen. Er wollte die Sache peu à peu einleiten — Martin Dehlhosen blieb unerschütterlich fest.

„Bedenkt wohl, Vater Haseler, daß mein Vergehen eine längst durchgesprochene Geschichte ist, die mit einem Schlage ein günstiges Ende erreicht, so wie ein Ehrenmann, wie Kantor's Louis, mich der Ehre würdig hält sein Braufsührer zu werden und dann bedenkt dagegen, daß Eure alten Sünden aus Gräbern aufstehen, denen schrecklich viel mehr angehängt werden kann, als wirklich wahr ist. Könnt Ihr Euch aber vertheidigen? Ihr seid im Nachtheil gegen mich, so wie ich das Geheimniß laut werden lasse, aber Ihr seid im Vortheil, wenn Ihr, als ein edelmüthiger Mann den zum Sohne nehmt, der nicht ganz fleckenlos ist. Meiner Bedingung müßt Ihr weichen, sonst kramen wir nicht mit einander, so weh mir's Herz auch thut. Hanna wird meine Partnerin auf Louis' Hochzeit und ich fahre sie hinüber — anders thue ich's nicht, also besinnt Euch nicht lange.“

Nachdem der Bauer noch eine lange Zeit querulirt hatte, schlug er ein und gab hiermit die Erlaubniß zu einer Verbindung, die er am Tage zuvor gegen Charlotte Lüttke als gänzlich unmöglich verworfen hatte. Ihm selbst erchien der ganze Handel wie ein schwerer Traum. Aber als er erst zur Erkenntniß gekommen war, daß der Sache nicht anders abzuhelfen war, wie durch seine Einwilligung zur Ehe Hanna's und Martin's, so war er Mannes genug, allen damit verknüpften Demüthigungen in's

Antlig zu schauen. Zu seinem Erstaunen mußte er die Erfahrung machen, daß, außer Charlotte Lüttke, die Bewohner von Schwarzenhof diese Heirath gar nicht tadelnswerth fanden, sondern dem Martin Dehlhofen nur Gutes nachredeten, was sonst bei Hochzeit und Verlobung eben nicht Mode ist, sondern nur bei Leichenbegängnissen geübt wird.

Wir erzählen nichts von dem glühenden Errothen der hübschen Hanna, als Martin sie mit innerer Seligkeit auf seinen Wagen hob, der mit einem prachtvollen Lilienbogen verziert worden war — wir erzählen auch nichts von dem stillen Reide der jungen Dorfburschen und Dorfsjungfrauen, als dieß Paar, vom Glücke verklärt, am Altare neben dem Brautpaare stand und für das Schönste in weiter Runde erklärt wurde. Wir begnügen uns zu berichten, daß der erste Schnee noch nicht gefallen war, als Hanna und Martin ebenfalls vor dem Altare den Schwur der Treue ablegten.

Ihr Leben zeigt, daß sie Beide der humanen Berücksichtigung würdig waren, die ihnen von dem jungen Manne erwiesen wurde, welcher ihr Schicksal in seiner Hand hatte.

Erst nach vollzogener Trauung erfährt der alte Haseler den Ursprung des plötzlich aufgetauchten Geredes und er ließ es seine angelegentliche Sorge sein, die verrätherische Notiz, welche bei den vorwaltenden Familienverhältnissen ganz nutzlos geworden war, aus dem Kirchenbuche vertilgen zu lassen.

### Hans Bluhmer und seine Knechte.\*)

Bild aus dem Volksleben

von

Josef Rank.

Das Wetter kennet man bei'm Wind,  
Den Vater bei seinem Kind,  
Den Herren aber bei seinem Gesind.

Hm! Was der Hans Bluhmer nur haben mag? Dort geht er hin; — daß er sich an der

\*) Wir theilen aus dem neuen „Weimarischen Sonntagsblatte“ die nachstehende Skizze Josef Rank's mit, die in ihrer Erfindung und Ausführung an den „Rheinischen Hausfreund“ Hebel's lebhaft erinnert.

Scheuerecke nicht eben die linke Stirnflanke wund gestoßen, ist wahrlich sein Verdienst nicht; er ist zu sehr in Gedanken! Ha, und dabei saugt er an seinem Pfeisentrohre, als hätte er dieses lang entbehrte Vergnügen wieder vollauf einzubringen. Gut; jetzt ist er im Garten. Die Pfeife ist zwar ausgegangen, er thut aber doch noch daran, als ob sie Rauch und Flamme wäre. Horch! Horch, sag' ich! Er ist stehen geblieben und scheint sprechen zu wollen, wie ein mittelmäßiger Tyrann in einem schlechten Trauerspiele. Nein. Er ist nicht so gefällig. Erstens vielleicht: weil er kein Tyrann ist; zweitens jedenfalls: weil das, was er zu sagen hat, in seinem kräftigen Brustkasten Raum hat, bis ein Wort auch ein Mann und eine That ist. Zum dritten ist es eigentlich auch kein Jorn, was ihm die Brauen bäumt und die Wangen etwas bleich färbt; Bluhmer ist vielmehr lustig, sehr lustig, obwohl das Lächeln um seine Mundwinkel etwas dünn, sehr dünn ausfällt. Noch zehn Sekunden — und Bluhmers Gedanken sind in Ordnung, die Worte, die er sprechen will, zurecht gelegt, der Wassertack der Pfeife wird ausgegossen, die Pfeife eingesteckt — und der Rückmarsch in's Haus wird angetreten.

Es ist beinahe Nacht geworden. In der großen Wohnstube führt die Wanduhr allein das Wort, obwohl auch Menschen in der Stube sind. Tiktak — tiktak — das ist aber eine langweilige Perpendikelsprache; Menschen, die ohnehin in großer Spannung sind und viel zu denken haben, mögen wenig darauf achten und das ist hier der Fall. Bluhmers Weib, die beiden Mägde, der Ober- und Unterknecht, auch der sechzehnjährige Sohn des Hauses sitzen hier und dort auf Bänken herum und horchten nicht auf die Uhr, sie horchten vielmehr in sich hinein und sind Alle sehr gespannt. Die Wanduhr schlägt jetzt mit gellenden Tönen die achte Stunde, auch das wird nicht gehört; als aber nun die Thüre aufgethan wird und Hans Bluhmer, der Herr des Hauses, hereintritt, da hat auf einmal Jedermann in der Stube nur für ihn Auge und Ohr: die Hausfrau lächelt ernst-verlegen, die Mägde sind ängstlich und verwirrt, die Knechte schauern leicht, runzeln aber die Stirn wie Jemand, der gegen einen Angriff Verschanzungen aufwirft.

„Licht!“ sagt Hans Bluhmer, indem er mitten

in der Stube stehen bleibt. Er hat bei diesem Worte auf sein Weib geblickt, sein Weib steht auf, geht nach der Küche und kommt mit einem brennenden Span zurück; Bluhmer nimmt den Span und indem er ihn mit Ruhe schwingt, um die Stube nach allen Richtungen zu beleuchten, schaut er nach einander Knecht' und Mägde ernsthaft an, steckt hierauf den Span in den Zwinger und setzt sich an den Esstisch. Pause.

Kein Wort wird gesprochen; Hans Bluhmer trommelt mit den Fingern auf dem Tisch, legt dann den Hut ab, wischt mit der Rechten über die Platte des Tisches und sagt endlich: „Hervor, kommt vor!“ Diese drei Worte sind in erster Linie an die Knechte und zweiter Linie an die Mägde gerichtet. Nach einem Augenblicke des Bedenkens raseln die Füße des Oberknechts unter der Bank, er hustet, spuckt aus und erhebt sich schwerfällig und in ganzer Länge (die rechte Schulter etwas höher;) dann schreitet er zwei Schritte vor, sinkt ein wenig ein, läßt sich auf die Wandbank nieder und denkt: „Ha da bin ich, was weiter? da bin ich!“ Seine Kniee zittern, seine Augen aber blicken freigeich drein. So ungefähr folgt ihm nach einer Weile auch der zweite Knecht; die Mägde aber, die auf der Dienbank sitzen, stecken verlegen die Köpfe zusammen, flüstern verworrenes Zeug, wackeln hin und wackeln her als wollten sie sich von der Dienbank losmachen — bleiben aber sitzen. Auch gut; Hans Bluhmer denkt: „Gewackelt ist auch gegangen, hören sollt ihr's Alle!“

Nachdem Hans Bluhmer noch einmal mit der flachen Hand über den Tisch gefahren, sagt er: „Nun da, wie steht's? Ich denk' wir hätten zu reden mit einander. Euch trübt was — und auch mich — Ihr seid nicht mehr so recht zufrieden mit dieser Welt, ich auch nicht — das ist ja zum Diskurs wie Lindenkohle zum Schnitzeln gewachsen! Fangen wir an? Ich denk' wir klagen uns vor Allem unser Leid und und seh'n dann, wie dem Uebel abzuhelfen!“ Der Oberknecht brummt vor sich hin: „Worte sind gut, aber Hühner legen Eier;“ Hans Bluhmer fährt fort: „Sieh da! Ihr seid nicht mehr zufrieden. Es soll anders werden, sagt Ihr, der Lohn soll mehr, die Gewandung besser werden; Morgens eine Stund' später aus den Federn, Abends eine Stund' früher hinein, so meint ihr, wär' den armen Knochen noch

immer nicht zu wohl gethan; überhaupt: mehr Schmalz an den Brei, öfter Fleisch in den Kessel und — einem Jeden allerwenigstens so viel an Feld und Wald und Zeug als mir — das wär' dann zu ertragen.“ Der Oberknecht wagt es zu erwidern: „Wer was haben will, der muß den Schamhut abthun und den Schämel hinter die Bank stoßen!“ Bluhmer erwiderte lächelnd: „Gewiß! Gewiß! Also macht vor allererst eine Faust gegen das Schicksal, das nicht Wirthschaften genug hat wachsen lassen und dann kommt und sagt mir grad heraus: wo und wie nun ich euch zu weh, zu viel, zu hart gethan?“ Der Unterknecht schlenkelt mit dem Fuß und sagt: „Ja — hm — wer den Prügel hat, der ist nicht gut mit Bratwürsten werfen!“ Ein Lächeln geht durch die Stube; die Mägde stoßen sich mit dem Ellenbogen in die Rippen und flüstern: „Der bleibt bei der Sach' wie der Haas bei der Trummel!“ Hans Bluhmer aber lächelt nicht bloß, er lacht sogar aus vollem Halse; dann aber ist er plötzlich stille, legt die Stirn in Falten und ruft: „Die Kreide her!“ Sein Weib reicht ihm die Kreide; nachdem er Knecht' und Mägde scharf betrachtet hat, sagt er: „Wir wollen rechnen. Ich will Euch vordividiren, wer mehr Lohn hat, Ihr oder ich und was Rest bleibt, wollen wir vertheilen.“ Alles lächelt wieder; Bluhmer aber schreibt auf die Tischplatte, indem er spricht:

„Hört!.. Meine Wirthschaft ist werth — nimm — 8000 Gulden; — ist's wahr oder nicht? Gut. Geht, es giebt ein gutes Jahr, so nehm' ich ein — ich will sagen: — 400 Gulden. Ist's so wahr oder nicht? Joggele red'!“

„Hymhm — ja!“ sagt der Oberknecht.

„Gut“ fährt Bluhmer fort: „Alsdann: 400 Einnahm'. Nun wißt ihr alle, daß ich auf meine Realität schuldig bin 1000 Gulden; — Kunrad ist's wahr oder nicht?“

„Hymhm — ja“ erwidert der Unterknecht.

„Gut“ fährt Bluhmer fort: „Also schuldig 1000 Gulden zu 5 Prozent! Wir wollen jetzt rechnen, was ich reicher Mann von meiner Einnahm' Jahr aus Jahr ein wieder hergeben muß und was mir ein Kasten voll Silberscheiben übrig bleibt... Grette, wieviel ist viermal 37½?“

„Viermal 37½?.. (die Obermagd wird roth und hustet:) Hm — 100 (Gelächter) Hymhm — 40

(Gelächter) Hm — das müßt ihr am besten wissen, ihr habt Kreide in der Hand!“

„Gut“ fährt Bluhmer fort: „Es ist auch Einerlei. Wir wollen meine Ausgaben wissen. Nun. Für 1000 Gulden Interessen, thut jährlich 50 Gulden; Steuern und Gaben, thut im Jahr an die 130 Gulden; meine alten Eltern leben noch, ihnen an Ausnahm' 60 Gulden; für mein Weib und sechs Kinder etwa 45 Gulden; euch Knecht' und Mägden, sammt und sonders ohne Kost und Debatat-Hemden 68 Gulden; für Werkzeug und Hausrath 20 Gulden; Feuer- und Hagelversicherung 12 Gulden — thut zusammen 385 Gulden und verbleiben mir, dem reichen Hans Bluhmer zu Eltwyl, von 400 Gulden alljährlich 15 fugelrunde Gulden in Papier oder Silber. Dafür hab' ich mich zu gewanden; damit hab' ich für schlechte Jahre Vorsorg' zu treffen; damit muß ich mich auf Krieg und Viehseuchen versehen; davon hab' ich Heirathsgut für meine Kinder abzugeben — und was an meinem Haus baufällig wird, zu flicken.“

Bluhmer machte jetzt mit der Kreide einen Schlusspunkt hinter die Rechnung, daß der Tisch erbebte und starrte sein Gesinde eine Weile wortlos an; dann sagte er: „Nun? Wie viel wollt Ihr jährlich noch Zulag haben? Joggele! Sag Du zuerst! Du hast im Jahr an die zehn Gulden mehr als ich, hast viermal des Tags frei Essen an meinem Tisch, streckst Dich im Bett, das ich Dir schaffe und hast für Nichts als Dein Gewand und Deine Arbeit zu sorgen!“

Joggele schwieg und sah zu Boden; auch dem übrigen Gesinde war bei dieser Berechnung nicht ganz wohl geworden. Bluhmer sah Eins um das Andere an und fragte herum: „Nun, Kunrad, und Du? Und Du, Gretle, Du Mariannele? Was wollt nun Ihr noch mehr? Ihr thut Euere Arbeit — gut; verlangt! — meine 15 Gulden lassen sich auch noch theilen...“

Keine Antwort; eine schwere Verlegenheit lastete auf Allen. Bluhmer stand auf. „Ich hab' Euch vorgerechnet“ sagte er in der Stube auf und nieder gehend, „was ich von meinem Hab' und Gut für meine Person alljährlich übrig habe; es ist grad so viel als Du, Kunrad, als Unterknecht hast. Es fragt sich jetzt: wie thu' ich Euch am besten zu Gefallen? Wenn ich auch meine 15 Gulden unter

Euch theile — ist Euch damit geholfen? Soll ich an meine alten Eltern, daß sie weniger nehmen? Soll ich Weib und Kindern vom Ihrigen thun?... Gut, gut. Ich will Eure Antwort jetzt nicht hören — geht! Ihr sollt Zulag' haben — geht — wenn das Jahr um ist, sollt Ihr zufrieden sein — geht!“ Knecht' und Mägde verließen die Stube. Es war nicht gewiß, gaben sie stillschweigend ihre Ansprüche auf oder nicht; Hans Bluhmer aber hatte ernsthaft im Sinne, seinen sonst fleißigen Dienstboten den Lohn zu erhöhen...

In Bluhmers Hause ging von diesem Tage an Alles seinen ruhigen geordneten Gang. Ueber das Kapitel des Lohnes wurde kein Wort mehr verloren. Eines Tages war Bluhmer über Feld und als er heimkam, bemerkte er, daß seine beiden Sonntagstiefel vorne offene Mäuler machten; — er lächelte und sagte: „Sperrt den Rachen auf wie Heusfische, man muß sparen, ich kann euch nicht nähern lassen!“ Den nächsten Sonntag ging er damit wohlgemuth in die Kirche. Einmal geschah es, daß ihm ein Windstoß den schönsten Hut vom Kopfe nahm; — er sprang nach und wollte ihn mit der Fußspitze fassen, aber im Eifer bekam er ihn unter die ganze Schwere seines Fußes und da es eben geregnet hatte, trat er ihn bis auf den Grund in eine Pfütze. Er nahm ihn ruhig wieder heraus, ließ ihn trocken werden und trug ihn trotz der gräßlichen Verwüstung nach wie vor an Sonn- und Feiertagen. Auch als sein Feiertagstroch einmal an den beiden Ellenbogen aus den Fugen ging, ließ er ihm nicht wieder nähern. Es machte natürlich das größte Aufsehen, den wohlhabenden Bluhmer in solchem Aufzuge in der Kirche auf Märkten und bei Volksfesten zu sehen. Ueberall wo er erschien, sah er lächelnde Gesichter, man stellte ihn hier und dort scherzend zur Rede; er aber war voll guter Dinge und sagte stets: „Man muß sparen; — muß man sich selbst nicht nehmen, was man dem Gesinde jetzt zulegen soll?“ Seine Knechte hörten anfangs solche Reden oft und wurden immer bis über die Ohren roth; später schämten sie sich des kläglichen Aufzuges ihres Herren so sehr, daß sie es an Sonn- und Festtagen vermieden, mit ihm zusammen zu treffen, denn sie nahmen sich fürstlich neben ihm aus. Aber in dieser Art konnte es doch nicht fortgehen. Der Oberknecht kam eines Tages zu

Bluhmer und bat ihn im Namen des ganzen Gefindes: „solche Sachen doch jetzt sein zu lassen; er und Alle dächten längst nicht mehr an erhöhten Lohn; es sei schrecklich, ihren Herrn wie eine Hasenscheuche unter die Leute kommen zu sehen.“ Bluhmer lächelte ernst und sagte nach einer Weile: „So. Ihr wär't nun mit dieser Zulag zufrieden? Ihr haltet auf den Staat Eures Herrn? Gut. Allein das kann für dies Jahr nicht mehr gelten. Wartet zu; wenn ich ausbezahlt, reden wir weiter davon.“

Das Jahr war endlich um. Bluhmer ließ sein Gefinde wieder in die Stube kommen, zählte ihnen den erhöhten Lohn auf den Tisch und sagte: „Hier. Ihr werdet nehmen, was ich Euch da aufgezählt. Nehmt Ihr's nicht — so geht Ihr und kommt mir nicht mehr in mein Haus. Ihr habt Euch von Andern was in's Ohr setzen lassen von Nehmen, Theilen und so weiter; das ist's nicht, was ich Euch übel deute, aber ein rechter Bauer soll Euch nicht bloß ein Herr, er soll Euch ein Freund und Rathgeber sein; — warum seid Ihr nicht gekommen und habt mich auch um meine Meinung gefragt? Statt dessen seid Ihr wie Giftbüchsen herumgelehnt, habt meinen Hof wie ein Folterhaus betrachtet, wo nur immer von Euch verlangt wird, aber Euch nichts zum Besten kommt... Geht.. Seid Ihr von nun an wieder mit Euerm alten Lohn zufrieden, gut, so sollt Ihr bleiben — und ich will meine Hasenscheuche in's Krautfeld hängen.“

## Auferstehung und Wanderfahrt.

Reisekizzen und Phantasieen

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Das Schiff nach Sinigaglia sollte tempo permetteneolo schon morgen Nachmittag abgehen. Es war ein schwarzes, schmutziges Gefäß, nach Art der Fahrzeuge getakelt, welche man in nordischen Meeren Galeassen nennt; vorn der kürzere Mast mit Raansegeln, der hintere längere, aus bloß zwei Stangen zusammengesetzt, ein bloß für Gaffel und Topsegel eingerichtet. Schmutzige, zerlumpete, mit Del, Syrup

und Wein wie Schwämme durchtränkte Kerle hingen in den Tauen und beschlugen die Segel. Der sogenannte blaue Peter (wenigstens auf englischen Schiffen sogenannte) wehte schon lustig vom Top und zeigte flatternd hinaus in die Weite. Das Schifflein hieß „Fedelta“ und hatte am Bug eine schauerlich-schöne Gallerie: das Bruchstück eines Weibes, das ich anfänglich für ein Konterfei einer der oben genannten Sirenen hielt, das mir aber, als ich näher darnach forschte, für ein Gebild der Santa Maria di Loreto bezeichnet wurde. Mir war das unwirsche, von der Salzlauge wüßt und lieberlich zerwaschene Weib zuwider und ich sah am liebsten gar nicht hin. Mein Geschäft mit dem Padrone, der mich mit großer, sehr großer, schmerzlich großer Gleichgültigkeit behandelte, war bald abgeschlossen, und ich war um fünf Gulden Conventionsmünze wohlbestallter Passagier auf dem Schiffe „Fedelta,“ unter der unerläßlichen Bedingung, daß mein Paß in Ordnung und Richtigkeit befunden werden würde.

Was mir nun dieser Paß für unendliche Mühe und Weitläufigkeit gemacht hatte, kann ich kaum beschreiben. Ich hätte den vom andern Tage mit bis zur Einshiffung noch bleibenden Theil genustreich dazu verwenden können, das Kastell zu besteigen oder Winkelmanns Denkmal bei San Giusto, oder das Tergestum des österreichischen Lloyd zu besichtigen; dafür mußte ich aber durch die sonnenglühenden Straßen der wildfremden Stadt laufen, erst nach der Polizei, von da zum preussischen Consul, und von da wieder auf die Polizei, von da zum päpstlichen Nuntius und weiß Gott noch, wohin. Auf der Polizei wurde ich mit unbeschreiblicher Verachtung, mit einem „dédain“ (das Wort ist sehr bezeichnend) und einer Grobheit behandelt, als wie ich mit nimmer hatte träumen lassen, daß man so mit einem Doctor beider Medicinen, der ich doch war, einen Menschen überhaupt, der ich doch unabweigbar war, oder war ich kein Mensch, weil ich statt meiner nicht den valet de place entsendete, verfahren könnte. Es würde mich zu weit führen, wolte ich mich hier in das Detail der Schwierigkeiten, die man mir erhob, verlieren; aber ich meine, daß man in China und Kamtschatka milder und humaner verfähret. Ja! ich klage Dich an, Dich, o Mann! der Du links an der Thür in den Hemdsärmeln am Pult beim Fen-

ster standest, ich hebe meine Hand auf und klage Dich an Angesichts Deutschlands, ich klage Dich an der Grobheit, der Unhumanität, der Sykophantie! — Ich klage Dich an, daß Du ein Flegel und Lummel warst! — Wenigstens wenn Dir dies Blatt zu Gesicht kommt, mach' der Menschheit die Freude und schäme Dich! —

Doch genug von diesen Erbärmlichkeiten, mein Paß ist trotz alledem endlich in vollgültiger Ordnung; ein süßes Töchterlein der furiosen Mutter Bora, ein fein Stücklein Ost-Nord-Ost, ein Stücklein Ost-Brise, haucht ihre Seele vom Gebirg herüber. Die Fedelta hat weiter hinausgelegt in dem Hafen, dort liegt sie auf- und abschwankend vor einem Anker am Bug; die Top flattert schon im Winde, das andere Linnen hängt noch in den Seitauen.

Ich steige in die Gondel, die mich hinüber führen soll, den Reisefack auf meinem Rücken. Vale Tergestum! wohl auf Nimmerwiederssehen! ich prophezeie Dir eine große Zukunft, Du wirst eine Weltstadt sein, die Venetia des zweitausendsten Jahrhunderts. Laß Dir nicht hängen bei dem Anstalten, die man macht, um Deine Nachbarin auf dem Lagunen zu Deiner Nebenbuhlerin zu machen. Laß Dir nicht hängen! Was man auch thun mag, jene hat ihren Ruhm dahin! Du bist die Erlesene, die Erforene! Dies sei mein prophetisches Wort! Hab' ich doch manch Tausend Verse gemacht und habe mir ein Recht erworben, zu prophezeihen; denn der Dichter ist auch Prophet.

Ich darf indeß nicht von Triest das letzte Wort sprechen, ohne, ich möchte sagen, mit gerührter Anerkennung von der Gesittetheit und Humanität seiner Straßenjugend zu reden. Ich war in einem für südliche Völker sehr auffallenden Kostüm, trug einen Rock, der mit Schnüren künstlich verziert war, auf dem Haupte eine höchst seltsame verwunderliche Mütze, die mir vielbesagter Freund Huzelmeier als äußerst praktisch gegen den Sonnensich aufgeredet, in der Hand aber eine Art Lanze, eigentlich ein Blaserohr; denn ich war gesonnen, um doch meiner Wanderung auch einen practischen Nutzen abzugewinnen, mich der Reptologia zu befleißigen und Molche, so wie Eidechsen und sonstiges amphibisches Ungethüm mit ziemlichen Eifer mittelst Thonkugeln zu erlegen.

Desselbigengleichen trug ich vor meinen Augen eine große, runde Brille, mit blauen Gläsern und dito Augengläsern, vulgo Scheuklappen genannt; selbiges Requisit war ebenfalls auf Anrathen Huzelmeier's acquirirt, welcher Freund für mein geistiges und leibliches Wohlergehen ziemliche Sorgfalt trägt, und mir namentlich meine Augen, die er so freundlich ist, schön zu finden, während meiner Irrfahrt, so zu sagen, auf die Seele gebunden. Blau, bozirte er mit vieler Gravität, als er mich zum letzten Male in seine Arme schloß, hat Grün zur Supplement- oder Ergänzungsfarbe, und wer blaue Brillengläser trägt, erreicht vollkommen seinen Zweck, indem er so immerwährend im Lichte Grün vor den Augen hat; aber wer grüne Gläser trägt, ist ein Narr, denn er hat Roth im Auge! Es lebe die Freundschaft und Huzelmeier, der Stadtrichter von Parchwitz! —

Ich sah in That und Wahrheit so verrückt aus, wie der beste Professor der Naturgeschichte von einer norddeutschen Universität, etwa wie Laurentius Ziegenmeller, vulgo Caprimulgus genannt, aus Helmstädt, oder wie Magister Schwenzelspennig aus Tübingen, jener Zoolog, dieser Botaniker, als welche Geister ich in meinem Buche „Sand am Meere“ nicht ganz unerquicklich beschrieben habe. Es lag in meiner Erscheinung soviel Naives, Unmittelbares, Robinsonsches, und dennoch wieder sah die verträdeste Hyperkultur aus jeder Falte. Ich hätte es der guten Triestiner Straßenjugend wahrhaftig nicht übelgenommen, hätte sie mir ihre Aufmerksamkeit zugewandt; aber sie ging im vollen Bewußtsein ihres seestädtischen Weltbürgerthums ohne Notiznahme stolz an mir vorüber. Ach! später in Rom hatte ich die Aufmerksamkeit mehr als mir lieb war, auf mich gezogen.

Aber jetzt zu Schiff! Wir machten eine sehr hübsche Figur, indem wir unter Segel gingen. Die schmutzigen Kerle waren ganz wackere Matrosen, der muntere, frische Wind schien ihre Stimmung zu spannen. Nachdem endlich die Paßpolizei vom Bord verschwunden, flog der „Peter“ vom Top, der Anker rasselte in die Höhe, die Schoten des Marssegels wurden angeholt und die Galeasse schwebte dahin; bald schoß sie durch die Fluth und leichte Nebel verdeckten die weiße, heitere Stadt und die mit Goldglanz überschimmerten Gebirge. Es war Abends fünf



Uhr; die Brise steifte sich, wir glitten an Birano vorüber.

Es war eine ziemliche Anzahl von Passagieren auf dem Schiffe: außer den drei Harfenmädchen, Harfenmädchen sind anigo unvermeidlich und überall, außer drei solcher böhmischen Grazien, die drüben im Lande des heiligen Vaters die Neze ihrer Anmuth auswerfen sollten, nenne ich als remarkablesten den Sohn eines Naturforschers, der nach Sicilien ging, um Schlangen zu fangen, einen süddeutschen Professor der Philosophie und zwei Zöglinge eines Priesterseminars in Agram, beide Stock-Kroaten, welche gelobt, nach zu Rom wallen, um das Kreuz auf dem Pantoffel des Papstes zu küssen; denn dies fehlt ihnen anigo, wie sie sagten, zu ihrem Seelenheil. Außerdem noch eines Landschaftsmalers nicht zu vergessen. Die drei tschechischen Grazien hatten sich sofort, nachdem sie an Bord gekommen, in den Raum verfügt; denn sie mochten wohl ahnen, was ihnen diese Nacht bevorstand.

Der Sohn des Naturforschers, der Professor und der Maler bildeten eine andere Gruppe im Vorder-schiff; der Professor war ein überaus geschwätziger Mensch und die zwei Andern horchten andächtig dem Schwall seiner bombastischen Reden zu, in der er geflissentlich Wörter aus allen Zungen zur großen anstaunenden Verwunderung seines Auditoriums mischte.

Die zwei kroatischen Priester waren ebenfalls ein Paar verwunderliche Gesellen: der eine lang, hager, blond, mit einem Angesicht, das, um mich eines sehr bezeichnenden Ausdruckes zu bedienen, der öfter von Frauen gebraucht wird, in die Kategorie der „abgebrühten Kalbsköpfe“ gehörte, bartlos, mit dummfieren, glühenden, blauen Augen, angethan mit einem langen, hellblauen albernem Rocke, ohne alle Andeutung der Taille — einer jener Menschen, in deren Atmosphäre das Bier sauer wird und die Milch zusammenläuft — um hier gleich sein Bild zu vollenden, selbstüchtig, neidisch, niederträchtig (wie ich später inne wurde.) Der andere war klein, dick, das ganze Antlitz in dickem Bart, die Augen hinter dunkelgrünen Gläsern verborgen. So machte das Priesterpaar keinen wohlthuenden Eindruck, auf mich einen entsetzlichen, da sie Kroaten waren, und ich hatte Kroaten noch bei keiner anderen Gelegen-

heit kennen gelernt, als bei einer fürchterlichen Beschreibung der Zerstörung Magdeburgs, wo es immer hieß: „Macht rasch, ehe die Kroaten kommen!“ und so hatte ich mit Kroaten nie anders, als hundert Zoll lange, aschgraue Teufel denken können. Der lange Gesell sprach nur einige Wort deutsch, sehr wenig italienisch und etwas lateinisch; der Mann im Bart sprach nur kroatisch. Dessenungeachtet beantworteten sie jede Frage, was für ein Landsmann, mit dem Worte Tedeschi, und es floß doch auch kein Tropfen germanischen Geblüts in ihren Adern; als ich mit erlaubte, den langen Jüngling in den abgeschmackten, blauen Oberrock darauf aufmerksam zu machen, daß sie ja doch in That und Wahrheit einem slavischen Stamme angehörten, wie denn auch ihre beiden Namen zusammengenommen, die ich mittlerweile erfahren hatte, schiet an die funfzehn Konsonanten, alias Mitlauter genannt, unter ihnen mehrere liebenswürdige *cz* und *ts* u. s. w. enthielten, da ergrimte er, und als er meine Bemerkung dem im Bart mitgetheilt, schaute mich auch dieser gar feindselig an, und seine kleinen, grünen Tartaren-Augen lugten hinter den Brillengläsern hindurch, wie Frösche aus dem Wasser.

Außerdem war auch eine forjuanische Griechenfamilie am Bord, bestehend aus zwei schönen, langen Männern in der Nationaltracht, welche überaus prächtig anzuschauen waren, und zwei schmutzigen, tiefverschleierten Weibern, die sich mit wirklich äffischer Sorgfalt um einen Bengel von drei Jahren bemühten, einen der widerwärtigsten, abscheulichsten, ungezogensten, die ich in diesem Genre gesehen habe. Er trug, wie ich bei näherer Kenntnißnahme inne wurde, an einem der Füße einen, der Strohmeier'schen Maschine zur Heilung der Klumpfüße analog gebildeten Pantoffel. Um diesen Klumpfuß mittelst Sehnendurchschneidung operiren zu lassen, war diese Familie in Triest gewesen. Sie hätten ihn immer damit lassen sollen, denn der Klumpfuß war für diesen kleinen, bockigen Teufel, den ich mit kaum aus einer anderen Verbindung, als aus der eines Satyrs mit einer Ziege hervorgegangen denken konnte, vollkommen passend. Er peinigte die beiden Weiber bis auf's Blut, und als ein halblauter überaus schwermüthiger Gesang, den die jüngere der Frauen, über ihn gebeugt, ihm gleichsam als beruhigendes Zauberwort zuflüsterte, gar keine Wirkung that, hätte ich gern

den kleinen korjunischen Faun in die See geworfen. Wer weiß, in welcher Waldgrotte von Korcyra er jetzt weilt, um den Sylphen, den Dryaden meinen lieben, süßen Freundinnen, gebranntes Herzeleid anzuthun. —

Und wir flogen hinab an der Küste Dalmatiens. Männiglich ging zur Ruhe, und außer dem Manne am Steuer und drei schläfrigen Matrosen auf der Ankerspille war Niemand mehr auf dem Deck. Ich stand vorn am Bug, hinausgelehnt über die Gallerie. Ein feurigrothes Mondviertel, flammig lechzend, wie glühendes Eisen, flomm mühsam, ein wunderbares Meererschöpf, das in den Himmel wollte, schwarze Wolkenmassen hinan, sich hebend und steigend, von Riß zu Riß, wie auf ein Felsengebirg: langsam aber sicher. —

Das kleine, süße Mägdlein die schelmische Brise Ost-Nord-Ost, fing an, wunderliche Gedanken zu bekommen und solche auch unverhohlen zu verlautbaren. Das arme, fromme Kind schien plötzlich mannstoll geworden zu sein, und ehe ich mir's versah, rauschte eine furiose Nymphomane Mänade, mit Thyrsus, Gymbel und Schelle rasend, über das Meer. Möglich, daß sie, in mich verliebt, meiner begehrte. —

Mich aber überließ schauernd Wonne, und wie die „Fedelta“ immer toller dahin jauchzte und da unten im Schiff die Herzen banger schlugen, und die Töne der Unlust und des fürchterlichsten aller Mißbehagen zeternd durch einander gelitten, da fühlte ich mich Mann und mir ward wohlter. Ich hob meine Hand auf und betete und sprach betend zu dem Geist der Unendlichkeit und der Allmacht, der vor mir hinarwandelte auf den sprügenden Wässern, wie der Erlöser auf dem See von Genezareth: Herr! Herr! laß meinen Stern aufgehen und träufle Frieden in meine zerrungene Seele; denn mein Stern war unter, ach! und in meiner Seele war kein Frieden! —

Dann aber ließ ich mir eine große Flasche rothen Weines geben und trank auf das Wohl der Nacht, auf das Wohl des Augenblickes, der mich glücklich machte; ich trank und sann und es tauchten Gestalten aus dem Meere, süße, schwachtende Menschenleiber, sie liebten und küßten mich und nippten aus meinem Becher. Dann aber sangen sie, schwesterlich verschlungen, hüpfend und tauchend in wundersamen Chor ein Lied, das ich nicht verstand;

aber ich verstand die Schlussworte und es klang: Evviva l'amor!

Und Erinnerungen an frühere Tagen wurden wach in mir und ich koste mit ihnen, lächelnd unter „Thränen“ und nannte sie „Wogen und Träume.“

Es war noch gar nicht so lange her, da war ich als Student in böse Händel verwickelt und ein Pistolenduell sollte die Lösung der wunderbar verwickelten, intrikaten Geschichte herbeiführen. Es war mir demnach nicht zu verübeln, wenn ich in den Herbstferien, die ich im ländlichem Aufenthalt verlebte, mit einem Paar Doppelpistolen tagtäglich stundenlange Uebungen im Schießen anstellte. Solches geschah auf einem Berge, den höchsten der ganzen Umgebung, unter einer Krone von rauschenden Pappeln und zitternden, lispelnden Espen. Meine Scheibe war an einem der Bäume befestigt und ich trieb meine Exercitien mit löblichem Eifer. Hätte ich nur ein halbes Jahr denen Vitteris mit gleichem Feuer obgelegen, so hätte ich's doch vielleicht noch zu etwas bringen können. Meine Schüsse knallten, daß es eine Freude war, und im Kugelgießen hatte ich's schier zu erstaunlicher Fertigkeit gebracht. Mein Testament (!) war gemacht und ich sah unter diesen Verhältnissen den Dingen, die da kommen sollten, mit frischer Gesaßtheit entgegen.

Da geschah es denn, als hätten mich die Götter durch das Kugelgießen und Pistolenschießen nicht für hinlänglich beschäftigt gehalten, daß mitten unter solchen kriegerischen Bemühungen abermals ein Gefühl in meine Brust einzog, welches man gemeinhin das Gefühl der Liebe zu nennen pflegt. Freitag Abend, am Brunnen unter einem Nußbaum (Großmutter würde sagen, ich sehe sie noch vor mir stehen, diesen Brunnen und diesen Nußbaum,) Freitag Abend sah ich es zum ersten Male, das süße, bleiche Engelsgesicht, so mit Namen hieß Florine. Den ganzen Sonnabend über, war mir seltsam unbehaglich zu Muth, ungefähr wie einem zu sein pflegt, den das Miasma einer epidemischen Krankheit angeweht — ach! und Sonntag früh, als es zur Kirche läutete, als ich am Heerde stand und Kugeln goß, da fielen aus meinen Augen zwei liebe, schmerzlich süße Thränen in das siedende Blei, und ich konnte es mir nicht länger verhehlen, sie war eingezogen in meine Brust, bis tief, tief in die innerste Falte, die schaumgeborene

Göttin, die selige Aphrodite — ach! und mit ihrem ganzen Gefolge. In meinen Herzkammern war ein Rennen und Laufen, ein Gehen und Kommen, ein Rumoren und Turniren, wie in einem Schlosse, wenn urplötzlich ein großer Herr angekommen! —

Also noch einmal dachte ich seufzend und goß das flüssige Metall, das die beiden Thränen getrunken, in die Kugelform. Also noch einmal soll ich dies Leiden durchmachen. Bei dem Glase Wein, das mir zum Frühstück gereicht wurde, murmelte ich, aber meine Seele jauchzte: Florina for ever! ever! Für ewig! selige Berrücktheit eines lodernnden Jünglingshauptes! Auf ewig! Die Dämonen lachen! — Hi! hi! hi! hi! hi! hi! —

Das Ziel meiner Wünsche, natürlich als „göttliche“ Florine in meinem Logbuche eingetragen, war nichts mehr und nichts weniger als ein sogenanntes Stubenmädchel, mit solchem Posten seit jenem Abend betraut; aber schön war sie beim Zeus! und meine Narrtheit war groß. Dst, in Stunden, wo mir schwach und bang zu Sinne wurde, wünschte ich mir weiter nichts, als eine Flechte von ihrem Goldgeloß, um mich an einem Zweige jenes Nußbaums, allda ich sie zum ersten Male in dustiger Abendkühle geschaut, neben dem murmelnden, labenden Brunnen aufzuhängen.

Florine wollte von meinem Huldigungen, ach! den so treuen, reinen, nichts wissen. Ich verfolgte sie auf Schritt und Tritt, und sie wich mit aus auf Schritt und Tritt. Ja, ich hab's erlebt, daß sie eines Tages zu einer Kollegin gesagt: „Der lange Mensch (ach! sie brauchte einen noch unehrerbietigeren Ausdruck) sieht mich immer an, als wollte er mich freßen.“ Und „freßen“ wollte ich sie doch nicht.

Eines Abends war denn auch eine ästhetisch hoch im modernsten Empfindungsgeschmacke gebildete Damengesellschaft im großen Salon der Tante versammelt.

Am offenen Fenster holder Maienluft genießend, saßen vier Fräuleins aus altadligem Geschlechte, vier bläßliche, durchsichtige, mouffelinene Geschöpfe, mit Namen Agathe, Zoe, Euphemia und Cyprine; und neben ihnen ihre holdselige Gouvernante Heloise.

Sie wären recht hübsch zu nennen gewesen die Mägdelein, nur daß Agathe entsetzlich gelbe Ringe um das gefühlvolle, himmelsblaue Auge, Zoe aber

Hände hatte, so roth als ein gekochter Krebs, also daß sie Handschuhe mit abgeknittenen Fingern tragen mußte, sintemal ein gewöhnlicher Handschuh den aufgetriebenen Phalangen nimmer passen wollte. Euphemia aber war sehr kurzsichtig, und Cyprine hatte mehrere kahle Stellen auf dem adligen Blondhaupte. Heloise zuletzt, hatte einen Zug auf dem bleichen Antlig, der etwas sehr auf der Männerwuth stillglimmendes Feuer deutete; sie war übrigens so holdselig die Gute, und von so milder Hingebung: ach! und so unvergleichlich schmachtend schaute sie empor zum Abendstern, der eben durch die Baumwipfel, ein holdes Engelsauge, selbst hervorzitterte.

Eben hatte man die Lektüre eines ganz modernen hochromantischen, veilschendustigen, schmetterlingsfarbigen Gedichtes vollendet. „Ach!“ jagte Zoe.

„Mir ist so „Polka,“ flüsterte Agathe.

„Das Wort „Hyperbolisch“ bezeichnet ganz und gar die Stimmung, in die mich die süße sternenholde Schwärmerei dieser anmuthigen Schöpfung versetzt,“ flötete Euphemia.

„Ja Hyperbolisch, süße Schwester,“ lispelte Cyprine.

„Very“, setzte mit etwas heiserer Stimme, ach! sie war immer heiser, die süße Heloise hinzu, Very sagte sie und fächelte mit dem Fächer.

Ich begriff wohl daß man ein Urtheil, ein Wort von mir erwartete, denn ich war ja nun einmal so ein Stück von einem Bel—esprit.

Da war denn nun meine Verlegenheit groß: von dem vorgelesenen Gedichte hatte ich kaum ein Wort verstanden: in meiner träumerisch in sich versunkenen Seele wandelte auf und ab ein Seraph — Florine.

„Ja! Hyperbolisch! wiederholte wiederum flötenden Lautes Euphemia. —

„Wenn man zunächst,“ hub ich an, „die Kategorie aufstellen wollte, in die *κατ' ἔξοχην*, seiner geistigen Mission zufolge — —“

Da hörte ich links unter dem Fenster Stimmen: ich hörte die eine dieser Stimmen: ich hörte den Brunnenschwengel gehen, ach! den geliebtesten aller Brunnenschwengel, der je in dieser Welt geschwungen. Der Brunnenschwengel rauchte: in mein Herz träufelte Seligkeit und unendliche Sehnsucht.

Mitten in der interessanten Verschlingung mei-

nes Bombastischen Sages, sprang ich auf, fort und warf die Thür hinter mir zu, daß das Haus bebte, unbekümmert ob die fünf Fräulein dasaßen wie fünf Salzsäulen, und ob es über der, der Jungferschaft zum Sterben müden Heloise Miene zuckte, gleich als ob sie sagen wollte, der Bengel mit Salvenie zu sagen, glaub ich ist verrückt geworden.

Ich aber zu der Erkornen meiner Seele zu Florinen, um mich zu weiden an der Grazie mit der sie Wasser schöpfte. —

Dämonen aber rasteten nicht, das unendliche Reigen mir zur bittersten Höllenqual zu machen.

In das Haus kam sehr häufig ein abscheulicher Bengel mit weißem Haar und rothen Augen: ein Verwandter von mir; ein so widerwärtiger, zudringlicher, vorschneller Taugenichts, wie nur immer einer gefunden werden kann, ein Mensch, dessen Anblick mich verstimmte, mir durchaus und in allen Stücken zuwider, mein Gegenfüßler. So unähnlich waren sich nimmer zwei Naturen. Wenn er kam, ging ich, wenn ich an ihn dachte, zitterte ich.

Er war einer von jenen Menschen, die das Leben in einem frechen Moment sich selbst vor die Thür geworfen, ein Mensch der zur Thür hinausgejagt, ganz gewiß mit lächelnder Unbefangtheit zum Fenster wieder hereinsteigt.

Bald bemerkte ich, daß dieser boshafte Spion auf eine Weise von meiner Florine Notiz nahm, welche Notiznahme durchaus nicht, am wenigsten von mir, gebilligt werden konnte. Mit Entsetzen wurde ich inne, daß die Beiden im Einverständnis waren. Ja, ich sah, ich sah! —

Gott kennt die fürchterlichen Leiden, die meine Brust durchwühlten. Er weiß, was ich empfand, wenn ich Nachmittags in die Stadt wandelte und in einem finstern Winkel einer öden Bierstube in thränenlosem Jammer mein Bier trank, ach! und es war da oft sehr vieles Bier, das ich der heulenden Bestie der Verzweiflung, die in mir tobte, in den Rachen goß. So kann ein Mensch sinken! Mir das Alles um eine Florine, wenn man's recht besah, ein armseliges, bleiches, zitterndes Ding. Mir das, dem hochtrabenden, erotischen, oceanischen Schwärmer! —

Es war im Monat September, Mittags in der zwölften Stunde, da hatte ich wiederum meine

Scheibe aufgepflanzt und war eifrigst mit meinem Pistoienexercitium beschäftigt.

Es war ein seltsam schwüler Tag, Höhentrauch umnebelte die Sonne und ein glühender Wind waltete in den Blättern der Bäume und hauchte mich an, wie der Athem eines Fieberkranken. Die Sonne stand hoch und die zwerghaften, bleichen Schatten, welche die Bäume warfen, kamen mir wunderbar phantastisch vor und verwirrten mich.

Die Bergeshöhle, auf der ich stand, war früher als Schanze besetzt gewesen und Graben, wie Umwallung waren noch wohl erhalten.

Ich glaubte mich einsam und fern von Menschen.

Ich that aus der zweiten Pistoie den ersten Schuß, und wie seltsam zerstreut ich war, fehlte ich und die Kugel fuhr in den Baumstamm.

Wie ich abermals unmittelbar nachher losdrücken will, höre ich hinter mir eine Stimme rufen:

„Hi! hi! Fehlgeschossen, Brüderchen!“

Ich wende mich um und hoch oben auf der Umwallung steht jener Bube; sein langes, weißblondes Haar flattert im heißen Windhauch. Da steht er, eine unheimliche Erscheinung, glockt mich an mit seinen rothen Augen und ruft:

„Fehlgeschossen!“

In diesem Augenblick war mir, als wenn mein Herz ein großes Thier wäre, und das Thier wälzte sich und langte mit scharfer Krallen hinauf in mein Gehirn und drückte an den Nerven, der meinen Arm hebt und meinen Zeigefinger krümmt und ihn zucken macht. —

Hinter mir standen zwei: der Eine war ein langer, schwarzer, fürchterlicher Mensch, der flüsterte mir in's rechte Ohr:

„Sieh, Du kannst ja den Buben mit einem Male vernichten.“

Die Andere war ein kleines, bleiches Weib; es war Florine, die flüsterte mir in's linke Ohr:

„Ueber seine Leiche an mein Herz!“ —

(Fortsetzung folgt.)

## Lyrische Gedichte

von  
Adolf Stern.

## Lieder der Liebe.

Melusine.

Des Knaben Traum verläßt mich nicht,  
Die Märe von der Melusine:  
Mir ist als wenn das Mondenlicht  
Durch Deine Fenster schimmernd schiene.

Ich schau hinein, violenfarb'  
Kost' das Gewand um Deine Glieder,  
Die Lippen, d'rum ich stehend warb,  
Ich schau' sie rosig blühend wieder.

Doch schwebt ein Lächeln drauf — bei Gott!  
Es liegt das Hassen und das Minnen,  
Die Sehnsucht und der bittere Spott  
In diesem seltenen Lächeln innen.

Und bangend frag' ich: gilt mir das?  
Dann muß ich Dich' auf immer meiden:  
Die ganze Lieb', der ganze Haß,  
Doch nicht das Lächeln zwischen beiden!

## Gleichniß.

Auf des Sees Spiegel ruht  
Sommerabend, schimmernd, wonnig,  
Blau die Höhen, blau die Fluth,  
Und der Himmel klar und sonnig.

Düste weh'n im lauen Hauch,  
Auf dem Uferhügel thronen,  
Ueber üppig grünem Strauch,  
Schattenreiche Ulmenkronen.

Alles schwimmt in Glanz und Licht,  
In dem Strome farb'ger Strahlen:  
Nur des Ferngebirgs Gesicht  
Schauet düster zu den Thalen!

Diesem Bilde gleichest Du,  
Deine Mienen kleidet immer,  
Ernste Milde, sinnige Ruh,  
Und des reinen Glückes Schimmer.

Nur ein Zug — ich deut ihn nicht,  
Sei's ein Fürchten, sei's ein Ahnen, —  
Stimmt zu all dem Lichte nicht,  
Will an Dunkles Dich' gemahnen!

## Sonette an L.

1.

Dann, wenn das Herz mich ruft zu Deiner Feier,  
Möcht ich das Saitenspiel Petrarco's erschlehen,  
Daß all' die Töne, welche aus ihm wehen,  
Vielleicht durchdrängen Deiner Spröde Schleier.

Auf daß mein Sang erschiene Dir, ein Freier,  
Vor dessen wahren Gluthen sie vergehen,  
Die fühlen Blicke, die Dich stets umstehen,  
Den Wächtern gleich an einem Zauberweiher.

Hätt' wie der Dichter von Vauclose ich Worte,  
Die in die strengsten Augen locken Zähren,  
Sie sprengten die geheimnißvolle Pforte  
Zu Deiner Reigung seligem Gewähren;  
Sie trügen mich zu Deiner Liebe Horte,  
Der tief versenkt, wie der der Siegfriedsmären!

2.

Wenn ich nicht hoffen kann so laß mich träumen! —  
Das Herz wird nie von seinem Rechte lassen:  
Hoch über dem, was nur die Sinne fassen,  
Zu wiegen sich in selbstgeschaffnen Räumen!

Wohl soll's gefährlich sein in ihnen säumen;  
Drum mag die Menge diese Räume hassen,  
In denen sie es nicht vermag zu praßen  
Und wo ihr trüber Nektar nicht darf schäumen.

Ich scheu es nicht in ihnen jetzt zu weilen;  
Wie sollt ich anders? Was die Träume weben,  
Das zu vernichten, brauch ich nicht zu eilen.  
Das wird, ich sag' es mir mit leisem Beben,  
Bald eine fühllos rauhe Hand zertheilen,  
Denn wahrlich: eine solche hat das Leben!

## Apologie.

Meinen Freunden.

Von

Adolf Stern.

Ein Zwiespalt sei in meiner Seele,  
So habt ihr — wenn ich euch befragt  
Worin ich wohl des Pfades fehle, —  
Mit ernstem Mahnen mir gesagt;  
Des Wegs bin ich zurückgezogen,  
Mein Streben prüfend, mein Gedicht:  
Tief hab' ich euer Wort erwogen,  
Doch seine Wahrheit fand ich nicht!

Denn nimmer könnt ihr Zwiespalt schelten,  
 Daß ich mich blindlings nicht geschaart  
 Zu denen, die als Heil der Welten  
 Nur den Genuß geoffenbart,  
 Zu denen, die dem Taggewühle  
 Mit allen Sinnen angetraut,  
 Gern ihrer Laster üpp'ge Pfühle  
 Zu einem Altar uns erbaut.

Zu denen, die vernichten eilig  
 Das Herz, als wär's ein Gözenbild,  
 Die alles, was noch rein und heilig  
 In ihrem Grimm bedrohen wild,  
 Ist's Zwiespalt, wenn ich ihnen künde  
 Mit des Gefühles gutem Recht,  
 O, euer Thun ist Schmach, ist Sünde,  
 Und Sünde was ihr ruft und spricht!

Und wieder: wenn ich um mich blicke  
 Und seh der Frömmler Lug und Thun,  
 Und seh von Tausend' die Gesichte  
 In glatten Heuchlerhänden ruhn,  
 Und höre wie des Geistes Regen,  
 Wie Lieb' und Schönheit sei ein Nichts,  
 Und hör' sie gleißen mit dem Segen  
 Der ewgen Gnad', des ewgen Lichts.

Und sehe wie sie schwer gefettet  
 Die Seelen mit dem dumpfen Wahn,  
 Ist's Zwiespalt wenn ich rufe: rettet!  
 Und tret im Bornesmuth heran,  
 Und sing', zu sprengen ihre Riegel,  
 Von ächter Lieb' und Leidenschaft,  
 Und zeig in meiner Lieder Spiegel  
 Des ganzen Menschen Gluth und Kraft!

Mögt ihr es einen Zwiespalt nennen,  
 Wenn oft in mir die Frage klingt:  
 Wer gab dir dieses Eifers Brennen,  
 Wer diesen Muth, der aus dir singt?  
 Daß michs dann dränget zu entweichen,  
 Um neu zu hören auf der Flur,  
 Das Wort des Herrn im Sturm der Eichen,  
 Das Evangelium der Natur.

Daß michs dann dränget neu zu schauen,  
 Die Wahrheit, der ich dienen will,  
 Auf Bergeshöhn, im Glanz der Auen,  
 Gelüßt vom Morgen leis und still,  
 Daß ich in weite, grüne Runden  
 Mich flüchte mit dem heißen Drang,  
 Im Schoos des Lenzes zu gefunden,  
 Wenn meine Seele krank und bang? —

Daß ich noch irre, wie so Viele,  
 Daß ich noch fern um manchen Tag,  
 Von jenem hehren, hohen Ziele,  
 Was ich so gern gewinnen mag;

Mir ist's nicht Noth, daß ich's verhehle,  
 Ich weiß es selbst, wie ihr es wißt,  
 Doch Zwiespalt fand in meiner Seele,  
 Noch keine Statt zu dieser Frist!

### Bücherschau. \*)

**Meleager.** Eine Tragödie von Paul Heyse. Berlin, Verlag der Besserschen Buchhandlung (W. Hertz). 1855.

Paul Heyse, unter unsern jüngern Poeten gewiß derjenige, der die raschesten Erfolge in kürzester Zeit gehabt, ist zuerst mit einer dramatischen Arbeit aufgetreten. Seine Tragödie „*Francesca di Rimini*“ hat ihm Beachtung erworben, und sprach jedenfalls für die Begabung, für die Phantasie und Gestaltungskraft des Dichters, obwohl die Kritik nicht zu läugnen vermochte, daß sie theilweis in jene Shakespearomanie ausartete, der jüngere Autoren so leicht verfallen.

Jetzt bringt Paul Heyse eine neue dramatische Dichtung. Und wahrlich: wenige Jahre haben hingereicht ihn zu läutern. Antike Ruhe, antike Schönheit ist es, die er in diesem „*Meleager*“ erstrebt und theilweise erreicht. Nur fünf Personen sind es, welche die Tragödie aufweist, aber diese fünf sind fest abgeschlossene eigenthümliche Charaktere. Althäa die Mutter des Meleager, Meleager selbst, seine Braut Kleopatra und Atalante die Jägerin, sind Gestalten voll Leben und Mark. Die Handlung ist classisch einfach, die Sprache vorzüglich. Es wäre wohl der Mühe werth den Versuch zu machen, Heyse's Werk auf die Bühne zu bringen. Gute Verse, besonders mit Reimen, verstehen freilich unsre Schauspieler kaum mehr zu sprechen.

Das elegant ausgestattete Buch ist Frau Julie Kettich in Wien gewidmet. △

**Celesten's Hochzeitsnacht.** Ein ländliches Gemälde von M. Solitaire. Leipzig, Bruno Hinze 1854.

Den Lesern der „*Abendzeitung*“ sind M. Solitaires Productionen nicht unbekannt, da wir das Vergnügen haben, den Dichter zu unseren fleißigsten Mitarbeitern zu zählen. „*Celesten's Hochzeitsnacht*“ erschien zuerst in diesen Blättern und liegt uns jetzt in einer hübsch ausgestatteten Separatausgabe vor.

Selbstverständlich trägt auch dies ländliche Gemälde nicht den Stempel der modischen Dorf- novellistik, sondern jener bizarren Originalität, die Solitaires Schaffen stets charakterisirt. Die Erfün-

\*) Durch mehrere in letzter Zeit gegebene größere Artikel im „*Literaturblatt*“ sind wir mit unseren Besprechungen einigermaßen in Rückstand gekommen und nehmen daher Veranlassung einige derselben im Hauptblatte zu geben.

ding und der Grundton ist tragisch düster, während die niederländische Genremalerei der Episoden und die humoristische Weise, in welcher die Nebencharactere auftreten, einen eigenthümlichen Contrast gewähren.

Unsere Theilnahme für das Talent Solitaires wird somit bei jedem neuen Werke, das uns von demselben vorliegt, gesteigert, mit ihm aber auch der Wunsch: daß es dem Dichter gelingen möge, einmal mit voller Objectivität, befreit von seinem schmerzlich düstern Ringen und Zweifeln zu schaffen.

Den Lesern der Abendzeitung" sowohl, als dem übrigen Publicum aber sei „Celesten's Hochzeitnacht" hiermit bestens empfohlen.  $\Delta$ .

**Neueste Volksnaturgeschichte des Pflanzenreichs für Schule und Haus.** Von Dr. A. B. Reichenbach, Lehrer der Naturgeschichte an der Realschule zu Leipzig. — Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung 1854.

Herr Reichenbach ist als Verfasser einer Reihe trefflicher naturhistorischer Werke im Besitze eines geschätzten Namens, seine Bemühungen für die populäre Wissenschaft sind allseitig anerkannt. — Das vorliegende Werk erschien als „Naturgeschichte des Pflanzenreichs" zum erstenmale im Jahre 1837. Jetzt veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Ausgabe desselben in Lieferungen in Großquart, mit einer Reihe von Kupfertafeln versehen, die für den Zweck des Werkes wesentlich förderlich sind. Der Verfasser hat wie der Titel besagt, das Buch einer vollständigen Umarbeitung, einer theilweisen Verbesserung und jedenfalls einer durchgängigen zweckmäßigen Vermehrung unterzogen. Bei derselben leitete ihn vorzüglich der Grundgedanke den Nutzen der gesammten Pflanz-

genwelt vor allem in's Auge zu fassen und dadurch sein Buch hauptsächlich für Landwirthe, angehende Pharmaceuten u. brauchbar zu machen. Daß er über diesem speciellen Zwecke das Allgemeine nicht vergessen hat, versteht sich von selbst und so ist das Werk in der That eine treffliche, empfehlenswerthe Botanik.

Das auf zwanzig Lieferungen berechnete Werk erscheint in ansprechender Ausstattung. Zwölf Lieferungen befinden sich bereits in den Händen der Abnehmer, die Schlusshefte sollen in rascher Folge ausgegeben werden. **B. 3.**

**Blüten vom Lebensbaum.** Vier Gaben von Gustav Raschig. (Mit dem Portrait des Verfassers.) Leipzig, bei C. F. Reclam 1855.

Das vorliegende Buch gehört zu denen, über welche die Kritik nur wenig zu sagen vermag und das hauptsächlich für die dem Verfasser Näherstehenden von Interesse sein dürfte. Von dieser Idee scheint Herr Raschig, wie die Beifügung seines Portraits beweist, gleichfalls ausgegangen. Das elegant ausgestattete Buch enthält zuerst eine Reihe von Aphorismen, dann Gedichte, die zum größern Theil Reminiscenzen an eine Jugendliebe sind; Distichen auf einer Reise in Oesterreich entstanden, und schließlich eine Anleitung zur Declamation. Was die letztere anbelangt so ließen sich wohl begründete Einwände dagegen erheben, zu denen nur hier der Ort nicht ist. — Schon aus dieser Inhaltsangabe erhellt, daß es dem Verfasser eben nur darauf ankam, seinen Freunden eine geistige Gabe zu bieten, denn nur unter diesem Gesichtspunkte ist die Zusammenstellung so heterogener literarischer Erzeugnisse zu billigen und zu rechtfertigen. **B. 3.**

## Feuilleton.

### Zeitschwingen.

**Scherenbergs Abukir.** Eine dichterische Modeberühmtheit, C. F. Scherenberg, der Verfasser von „Leuthen" und „Waterloo" ist nach längerem Schweigen mit einem neuen Gedicht „Abukir, die Schlacht am Nil" (Berlin, Verlag von A. Duncker) hervorgetreten. Ueber die Entstehung dieses Gedichts circulirt eine ziemlich romantische Geschichte. Ein Sohn Scherenbergs dient in der preussischen Marine, und soll dem Könige von Preußen, auf dessen Frage nach der neuesten dichterischen Production seines Vaters, frischweg zur Antwort gegeben haben: „Abukir" heiße dieselbe. Um

die Behauptung seines Sohnes wahr zu machen, habe sich Scherenberg entschlossen an ein Gedicht dieses Vorwurfs zu gehen. Das wäre freilich ein eigenthümlicher Impuls zur Stoffwahl. Wir kennen das fragliche Gedicht zur Zeit noch nicht. Scherenberg ist übrigens trotzdem unter unsern Tagesberühmtheiten derjenige, der eine ziemliche Gestaltungskraft wie dies seine Epen, und andererseits inniges echtes Gefühlsleben wie dies seine „Gedichte" erweisen, besitzt. Vermöchte er beides zu vereinigen und gewisse entschieden unpoetische Elemente aus seiner Poesie zu entfernen, so würde er eben mehr als ein Modedichter sein.

**Album.** Von dieser (in Prag erscheinenden)

„Bibliothek deutscher Originalromane“ sind kürzlich wieder mehrere Bände ausgegeben worden. So: „das Forsthaus“ von Amely Bölte; „Aus der See,“ drei Erzählungen von Friedrich Gerstäcker, dem „federfertigen Odysseus,“ wie ihn das „Bremer Sonntagblatt“ neulich treffend benannte. Angekündigt als demnächst erscheinend wird unter andern ein Roman von Alfred Meißner, ferner die Erzählung: „Ein Mädchen aus dem Volke“ mit welcher Gutzkow seine „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ einleitete. Es ist nicht zu läugnen, daß durch das „Album“ eine bessere Romanliteratur verbreitet wird und daß durch dasselbe mit der Zeit vielleicht die französischen Dutzendromane und die Sudeleien deutscher Fabrikarbeiter aus den Leihbibliotheken verdrängt werden könnten. Nur hin und wieder ist die Redaction des „Album“ von dem Grundsatz nur solche Arbeiten aufzunehmen, die ihre Berechtigung einigermaßen in sich tragen, abzuweichen.

**Neue Claviercompositionen.** Von Julius Rieg erschien (Leipzig, bei Bartholf Senff) eine „Sonate für das Pianoforte“ (No 2. Es-Dur. Op. 21.) die als trefflich gerühmt wird. Ein Clavierquartett von Carl Lührß und die nachgelassenen Compositionen Chopins sollen demnächst im Druck erscheinen.

**Theater.** Im Friedrich Wilhelmstädter Theater zu Berlin wurde ein dreiactiges Lustspiel von Eduard Franke „Am Hofe Heinrich IV“ mit außerordentlichem Beifall gegeben. — Bauerfelds neuestes Lustspiel betitelt sich „Fata Morgana“ und soll einem on dit zufolge in acht Tagen entstanden sein. Beinahe läge darin eine Kritik des Stückes. — Das Kölner Stadttheater befindet sich gleich dem Hamburger, welches sich in nächster Zeit auflöst, in den traurigsten Verhältnissen. Es scheint sich immer mehr herauszustellen, daß die Stadttheater, wenn sie in der That Kunstinstitute sein sollen, als öffentliche Bildungsanstalten betrachtet und demgemäß aus öffentlichen Kassen (wie dies bereits mehrfach geschieht,) subventionirt werden müssen.

### Vermischtes.

**Unschuldig verurtheilt.** In früheren Zeiten, wo die Gerechtigkeitspflege noch eine höchst mangelhafte war, kamen sogenannte Justizmorde nicht eben sehr selten vor. In der Gegenwart, wo besonders die Criminalrechtspflege im Allgemeinen größter Gewissenhaftigkeit sich befleißigt, gehören Verurtheilungen

völlig Unschuldiger zum Glück zu den Seltenheiten. Daß aber dennoch auch scharfblickende Richter getäuscht und dadurch zu einem ungerechten Urtheilsprüche veranlaßt werden können, beweist ein Vorfall, der jetzt die ganze französische Tagespresse in Bewegung setzt. Wir geben in Folgendem nur das Wesentliche. Am 2. Juli 1848 wurde Lednier, der Jüngere durch die Assisen der Gironde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, weil man ihn schuldig erkannte des Mordes, verübt an einem Herrn Claude Gay und der Anzündung des Hauses, wo der Ermordete wohnte. Auch sein Vater, ein schon bejahrter Mann, ward eine Zeit lang verfolgt, später jedoch frei gelassen. Der Verurtheilte behauptete fortwährend, von dem ihm Schuld gegebenen Verbrechen nichts zu wissen. Nichts desto weniger ward er abgeführt, um seine Strafe anzutreten. Inzwischen gab sein Vater sich alle erdenkliche Mühe, um Beweise aufzutreiben, mittelst welcher er die Unschuld seines unglücklichen Sohnes darthun könne. Lange blieben diese Bemühungen fruchtlos. Da plötzlich, im August vorigen Jahres, nahmen die Verhältnisse eine ganz andere Wendung. Es hatten nämlich zur Verurtheilung des jüngern Lednier die Aussagen zweier Zeugen wesentlich beigetragen. Diese Zeugen waren Marie Cassac, verheiratete Lespaigne, und Louis Daignaud. Es verlautete im Publikum, die Aussagen dieser beiden Zeugen seien falsch gewesen und sie hätten dieselben deshalb gemacht, um den wahren Schuldigen den Nachforschungen des Gerichtes zu entziehen. Dieser Schuldige sei nämlich Niemand anders als Pierre Lespaigne. Das Gerücht trat mit solcher Bestimmtheit auf, daß man sich genöthigt sah, den Prozeß nochmals anzunehmen. Jetzt stand Pierre Lespaigne als Angeklagter vor den Schranken, angeklagt derselben Verbrechen, für welche der jüngere Lednier bereits sieben Jahre die schwerste Strafe erduldet hatte. Als falsche Zeugen neben ihm Marie Cassac und Louis Daignaud. Auch Lednier, blaß, mit geschorenem Haupte, von Kummer gebeugt erschien abermals im Gerichtssaale und lenkte sowohl durch sein Erscheinen, wie durch seinen unbefangenen Vortrag die Augen Aller auf sich. In diesem Vortrage wiederholte Lednier die Hauptpunkte der gegen ihn erhobenen Anklage, die ihn in Folge des Zeugnisses der genannten Beiden in's Unglück gestürzt hatte. Jetzt bestätigten andere Zeugen die Wahrheit der Aussagen Lednier's und die Schuld der drei Angeklagten. Der Gerichtshof sprach nach dreitägigen Verhandlungen Lednier frei, einer der Geschworenen bei den Assisen von 1848 bat den unschuldig Verurtheilten mit Thränen in den Augen um Verzeihung, worauf dieser ihn umarmte. Lespaigne und seine beiden Genossen wurden jeder zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt.

Verantwortlicher Redacteur: Bruno Hünze. — Herausgabe und Druck von den F. Rückmann'schen Erben.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.